

**Predigt des Erzbischofs Friedrich Kardinal Wetter  
beim Gottesdienst am 24. Oktober 2007  
anlässlich „90 Jahre Landescaritasverband Bayern“  
auf dem Gelände der Katholischen Stiftungshochschule in München**

Im Dienst der Caritas geht es um das Wichtigste. Im Matthäusevangelium fragt ein Pharisäer Jesus: „Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?“ (Mt 22,36). Jesus antwortet: Die Liebe zu Gott, das ist das erste und wichtigste, fügt aber sogleich hinzu: „Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,39).

Im Evangelium hörten wir, wie der Pharisäer Jesus weiter fragt: „Wer ist mein Nächster?“ (Lk 10,29). Und Jesus antwortet mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das wir alle kennen. Ein Mann geht von Jerusalem nach Jericho hinab, fällt unter die Räuber, die ihn halbtot am Rande des Weges liegen lassen. Ein Priester geht vorbei, lässt ihn liegen; ein Levit geht vorbei, auch er lässt ihn liegen. Doch der Samariter steigt vom Reittier, sorgt sich um den Verwundeten, reinigt und verbindet seine Wunden, lädt ihn auf sein Reittier und bringt ihn in eine Herberge.

Die Antwort, die Jesus damit auf die Frage des Pharisäers, wer denn mein Nächster sei, gibt, lautet: Mach dich selbst zum Nächsten! Das gehört zum Wichtigsten, was wir tun müssen, als einzelne, jeder für sich, und als Gemeinschaft der Kirche. Darum hat Jesus die Liebe zum Kennzeichen seiner Kirche gemacht.

Wie wichtig das heute ist, hat P. Alfred Delp in der Zeit vor seiner Hinrichtung durch nationalsozialistische Machthaber in eindringlichen Worten niedergeschrieben: „Von zwei Sachverhalten wird es abhängen, ob die Kirche noch einmal einen Weg zu den Menschen finden wird“. Sie darf nicht das „Bild einer zankenden Christenheit“ abgeben. Es gilt, „das Erbe Christi, seine Liebe, unzerrissen zu hüten“.

Und wir brauchen die Rückkehr in die Diakonie, in den Dienst der Menschheit. Wir müssen die Not der Menschen sehen, dürfen nicht wie Priester und Levit im Gleichnis an der blutenden Menschheit vorübergehen, müssen uns auch miteinander als Kirche zum Nächsten der armen und notleidenden Menschen machen.

Uns zum Nächsten der Bedürftigen machen bedeutet: uns ihm mit helfenden Händen und mit einem liebenden Herzen zuwenden. Papst Benedikt schreibt in seiner Caritas-Enzyklika: „Für alle, die in den karitativen Organisationen der Kirche tätig sind, muss es kennzeichnend sein, dass sie nicht bloß auf gekonnte Weise das Anstehende tun, sondern sich dem anderen auch mit dem Herzen zuwenden, so dass dieser ihre menschliche Güte zu spüren bekommt“ (DC 31 a).

Wir müssen unserem karitativen Tun ein menschliches Gesicht geben. Gott hat seiner Liebe auch ein menschliches Gesicht gegeben in Jesus Christus. In Jesus Christus, dem Sohn Gottes, ist Gottes Liebe Mensch geworden. In ihm schaut uns Gottes Liebe an.

Wir gehen als Zeugen Jesu, als Boten seiner Liebe zu den Menschen, als Jünger des Herrn, für die Gottes- und Nächstenliebe untrennbar zusammengehören. In unserem menschlichen Gesicht will sich Gottes Liebe den Menschen zeigen.

Kehren wir nochmals zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter zurück. In ihm erzählt Jesus nicht nur eine Geschichte zur Erbauung. In ihm erzählt Jesus von sich selbst. Er ist der barmherzige Samariter, der vom Himmel herabgestiegen ist. Der unter die Räuber gefallen, das sind wir, die Menschheit, die durch die Überfälle des Teufels und die Macht des Bösen aus vielen Wunden blutet. Wie viel Unheil haben die Sünden und Verfehlungen in der Welt gebracht, wie viele Wunden an Leib und Seele haben sie geschlagen und schlagen sie immer noch.

Jesus hat sich uns zum Nächsten gemacht, um unsere Wunden zu heilen. Der Samariter hat im Gleichnis den Verwundeten auf sein Reittier geladen, um ihm Heilung zu verschaffen. Jesus hat die Wunden und Sündenlast der ganzen Menschheit auf sich geladen und mit dem Kreuz nach Golgotha zu tragen und getilgt. Durch seine Wunden sind wir geheilt (1 Petr 2,24; Jes 53,5).

Als seine Jünger machen wir uns mit Jesus zum Nächsten der Armen und Notleidenden. Dadurch werden wir Liebende wie Jesus und bringen seine Liebe zu den Menschen.

In beeindruckender Weise können wir das an Mutter Teresa von Kalkutta sehen. Sie ist eine große Gestalt christlicher Nächstenliebe in unserer Zeit. Im vergangenen Monat haben wir den 10. Jahrestag ihres Todes begangen.

In ihren erst jetzt bekannt gewordenen Schriften lesen wir, was Jesus zu ihr gesagt hat. 1947, also am Anfang ihrer neuen Berufung sprach Jesus zu ihr: „Komm – komm doch – trag mich in die Löcher der Armen. – Komm, sei Mein Licht – Ich kann nicht alleine gehen - ... sie kennen mich nicht – daher wollen sie Mich nicht. Komm du – geh mitten unter sie, trage mich zu ihnen. – Wie ich mich danach sehne, zu ihnen in ihre Löcher zu kommen – in ihre dunklen unglücklichen Häuser. ... In dieser Hingabe - in deiner Liebe für Mich – werden sie Mich erkennen – Mich kennenlernen – Mich wollen.“ (S. 119).

Jesus macht Mutter Teresa zur Botin seiner Liebe zu den Armen. Sie soll ihnen seine Liebe überbringen und erfahrbar machen. Dadurch will Jesus selbst zu ihnen kommen. In dieser Liebe begegnen sie ihm und lernen ihn kennen.

Genau darum geht es auch bei unserer karitativen Arbeit: die Liebe Jesu, die Liebe Gottes, zu den Menschen bringen. Die Liebe ist die große Kraft, die heilt und aufbaut. Sie in die Welt zu tragen und dadurch die Welt zu verändern, ist unsere Aufgabe. Wenn wir hier versagen, gleichen wir dem schal gewordenen Salz, das zu nichts mehr taugt.

Schauen wir nochmals auf Mutter Teresa und die Auswirkung der Kraft ihrer Liebe auf die Welt.

In der Welt gibt es viel Elend, Krieg und Terror. Ich nenne nur die Länder des Nahen Ostens; nicht anders ist es in Afrika; denken wir nur an den Sudan, an den Kongo oder in Simbabwe. Die Reihe könnte man noch lange fortsetzen.

Was wir zu hören bekommen, ist bedrückend. Die Lage scheint aussichtslos, und dies, obwohl die Mächtigen der Welt seit Jahren vielfältige Anstrengungen unternehmen, um Frieden zu schaffen.

Politische, wirtschaftliche, militärische Maßnahmen werden ergriffen, sogar unter Einsatz von Menschenleben, um Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, damit die Menschen in Frieden leben können. Und doch besteht kaum Aussicht auf Veränderung der Lage. Ist das nicht eine große Demonstration der Ohnmacht der Mächtigen.

Mutter Teresa war arm; sie wollte arm sein wie die Armen und Verlassenen, denen sie Hilfe brachte. Sie war nicht nur arm an Besitz, auch arm an Macht. Sie hatte nichts zu melden. Sie hat nur auf Gott gehört, um zu tun, was er will.

Und diese arme Frau hat die Welt bewegt und an vielen Orten das Los unzähliger Menschen in Not zum Besseren gewendet.

Sie war arm an Besitz und Macht, aber reich an Liebe. Dieser Reichtum war ihre Kraft, mit der sie vielen Armen, Kranken und Alleingelassenen in der ganzen Welt Frieden brachte. Den Friedensnobelpreis, mit dem man sie geehrt hat, hat sie wirklich verdient.

Hunderte junger Frauen haben sich ihr angeschlossen, um wie sie in Armut den Armen zu dienen.

Ist das nicht ein seltsamer Kontrast: Hier die Ohnmacht der Mächtigen, dort die Macht der Machtlosen. Nicht die Gewalt, aber die Liebe machte Mutter Teresa so mächtig, dass der damalige Generalsekretär der Vereinten Nationen sie die „mächtigste Frau der Welt“ nannte.

Gewiss ist dieser Vergleich nicht ganz einfach durchzuführen. Wir brauchen staatliche, dem Recht verpflichtete Gewalt, um dem Unrecht zu wehren und die öffentliche Ordnung zu schützen. Doch mehr kann sie nicht leisten. Die Menschen so zueinander führen, dass sie versöhnt und im Frieden miteinander leben, einander in der Not helfen, dass sich ihr Leben zum Guten wendet, dazu braucht es mehr, nämlich die Kraft der Liebe. Das zeigt uns die Gegenüberstellung von Mutter Teresa und den Mächtigen der Welt. Wir gehören nicht zu den Mächtigen und haben nicht das Format einer Mutter Teresa.

Aber eines können wir, den Armen in unserer Gesellschaft eine Stimme geben, mit der Kraft der Liebe in unserer Umgebung und in unserem Land Not lindern und beheben, uns zum Nächsten der Armen machen, sie die heilende Liebe Gottes spüren lassen.

Dieser Aufgabe widmet sich der Landesverband der Caritas nunmehr seit 90 Jahren. Dafür danken wir in der Eucharistiefeier Gott und bitten ihn, um die Kraft seiner Liebe, dass wir auch in Zukunft als barmherzige Samariter Not beheben, Wunden heilen und Menschen spüren lassen können, dass er ihnen mit seiner Liebe nahe ist.

Amen.